

In der Dämmerung sieht alles verschwommen und unscharf aus. Die Konturen sind von Düsternis umhüllt und entblößen sich allmählich mehr und mehr. Die Dämmerung ist die Zeit der Seele, in der sie sich ahnungsvoll und bedeutsam bewegt, aufschwingt in unermessliche Höhen und Weiten. Die Seele ahnt und verklärt, was die Zukunft bringen wird. Dämmerung ist die Zeit zwischen Nacht- und Morgenröte. Die Zeit zwischen den Ebenen. Wenn die Nacht am dunkelsten ist, singt der Vogel Glaube am lieblichsten. Wenn sich die Morgenröte vollendet, sehen und wissen wir. In der Dämmerung hängen wir ahnungsvoll zwischen Glauben und Wissen. Keine Zeit ist gewaltiger, kühner, verzaubernder und inniger als die Dämmerung.

DAS APARTMENT

London im Sommer 2013

Die Wohnung roch nach Angst und altem Fett. Mir ging es dreckig. Ich starrte so konzentriert auf mein Erbrochenes, als könnte ich daraus die kommenden Gewinnreihen von Ascot erkennen. Mühsam schleppte ich meine groß gewachsene Gestalt zum Waschbecken und spülte meinen Mund mit lauwarmem Wasser aus. Der schale Geschmack auf meiner Zunge war Ekel erregend, alles um mich herum kam mir fad und öde vor.

Vor zwei Wochen hatte ich mich in diesem dunkel dunstigen Apartment im Londoner Zentrum bei einem zufälligen Bekannten eingenistet, die letzten Tage waren die merkwürdigsten in meinem Leben gewesen. Bisher.

Ich hechelte wie ein überfütterter Dackel, verspürte wieder dieses merkwürdige Gefühl im Magen und übergab mich erneut. Danach beobachtete ich geduldig die faserigen Motten, die über mir in dem fleckigen Lampenschirm an der Decke verwesten.

Es kostete einiges an Überwindung, mich im Spiegel zu betrachten. Meine dunklen Augen lagen tief im hageren Gesicht. Die breite Boxernase passte inzwischen besser auf einen Hauklotz und das grau durchzogene Haar klebte wie eine Badekappe an meinem kantigen Schädel.

Das Leitungswasser lief noch. Es blieb lauwarm, egal in welche Richtung ich den Griff auch drehte. Weder heiß noch kalt. Ich stellte es ab und grübelte, wie so oft in den letzten Wochen und Monaten, über meine beschissene Situation nach.

Noch vor einem halben Jahr kannte man mich in London als viel versprechenden Geschäftsmann. Mit einem langjähri-

gen Freund und Studienkollegen hatte ich beharrlich eine florierende Software-Firma aufgebaut. Eine bildhübsche Frau feierte mit mir vor zehn Jahren eine rauschende Hochzeit, und unser kurz darauf geborener Sohn liebte mich wie einen Gott. Zwei nagelneue Sportwagen standen zu meiner Verfügung, ebenso eine gediegene Luxuslimousine. Gerade vor zwei Jahren hatte ich ein wahres Schloss in einem noblen Londoner Vorort zu meinem Eigentum gemacht. Doch jetzt war alles anders.

Mein langjähriger Freund war zum erbitterten Gegner geworden. Wir sahen uns nur noch vor Gericht. Er hatte meine anhaltende Schwächephase genutzt und mir Verträge untergejubelt, die mir nun von seinen Anwälten zum Nachteil ausgelegt wurden. Meine reizende Frau hatte seit meinem gesellschaftlichen Absturz andere Favoriten und ich wurde das Gefühl nicht los, dass auch ehemalige Freunde sich in die Schlange der Liebhaber einreihen. Sie hatte die Scheidung eingereicht und inzwischen wurden mir mehr Zustellungsurkunden als Werbeofferten nachgetragen. Mein Sohn legte wortlos den Hörer auf, wenn ich ihn anrief, und teure Autos konnte ich bestenfalls noch auf Werbetafeln bestaunen.

Irgendwann erteilte mir das Gericht auf Antrag der Rechtsverdreher in meinem Luxusdomizil Hausverbot. Seitdem irrte ich durch London und leerte eine Whisky-Flasche nach der anderen. Alkohol war neben einer lang gepflegten Hysterie der Grundstein für meinen schleichenden Niedergang geworden.

Nach dem ersten Furz, den ich als Baby gelassen hatte, war mir alles gelungen. Schlussendlich mit diesem Ergebnis. Das Glück hatte drei Jahrzehnte wie Dreck an mir geklebt. Vorbei!

Meinen ersten Tiefpunkt hatte ich vor einem Jahr erreicht, danach setzte es regelmäßig einen obendrauf. *Schlechter geht*

gar nicht mehr! Dieser Spruch war für mich zur leeren Phrase geworden. Ich wusste: *Es ging!*

Dennoch hatte ich es geschafft, eine beträchtliche Summe Schwarzgeld in die Finger zu kriegen, die ich vor langer Zeit mit meinem Partner am Fiskus vorbei jongliert hatte. Seitdem jagte man mich nicht nur mit Anwälten (das wäre in diesem Fall unpassend gewesen), sondern zusätzlich mit dubiosen Schnüfflern, deren Ausbildung auch aus einer gewissen Schlagfertigkeit bestand. Doch der Mut der Verzweiflung hatte mich nicht gerade zimperlich werden lassen und da der Grad an Kaltschnäuzigkeit bei diesen Herren nicht übermäßig ausgeprägt war, ließ man meine Person zwischenzeitlich halbwegs in Frieden. Offenbar auch im Glauben, dass sich das Kapitel John Jonson ohnehin bald erledigt haben würde.

Das Bargeld, das ich in jenem lichten Moment an mich gerafft hatte, neigte sich seinem Ende entgegen. Doch je tiefer ich in den Wellen des Dahinsiechens versank, umso zäher wurde ich bei meinen Bemühungen, mich durch die Londoner Gosse zu beißen.

Eines Tages traf ich den Demiurgen. Er sah genauso abgerissen aus wie ich, hielt sich jedoch an keiner Flasche fest und kippte nicht wie ich einen Kubikzentimeter Alkohol nach dem anderen in sich hinein.

Er erzählte mir eine unglaubliche Geschichte, *seine* höchst unglaublich Geschichte. Ich hörte ihm geduldig zu, war ich doch längst nicht mehr in der Lage, mir meine Gesprächspartner auswählen zu können.

Wochenlang benommen von seinem Gesäusel und gerade mal wieder obdachlos geworden, mietete ich mich ungefragt eines Tages bei ihm in diesem Apartment ein, saugte seinen Alkoholvorrat ab, dämmerte vor mich hin und lauschte weiter seinen Geschichten. Der Demiurg behauptete, ein Vampir zu sein, und mir war es völlig egal, was an seiner

Geschichte wirklich dran war, solange ich ein Dach über dem Kopf hatte und mein Alkoholspiegel nicht absackte.

Vampire! Ich lachte laut auf und es hörte sich an, als werde ein Hydrant geschreddert. Früher hätte ich mir niemals vorstellen können, wie London heute, im Jahr 2013, aussehen würde.

Die Geschichte des Demiurgen war bizarr und einfach. Drei Jahrhunderte lang hatte er in warmer Erde gelegen und geschlafen. Wie ein Wurm musste er Dreck fressen und irgendwann bohrte er sich wieder zurück ins Tageslicht.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert kannte er London nicht mehr. Die grellen Lichter der Stadt zeigten ihm, wie hell eine Nacht sein konnte. Als er London zuletzt erlebt hatte, waren die Nächte undurchdringlich finster gewesen. Unrat klebte wie Pilzbefall auf den stinkenden Straßen, die von Bettlern gesäumt wurden. Die Krankheiten, die damals grassierten, konnten einem Vampir nur wenig anhaben. Zu dieser Zeit waren Vampire selten und ihre Jagdgebiete noch groß. Die wenigen Schattenwesen erlangten Macht und Einfluss. Der Demiurg gehörte dazu und trotzdem wurde er von einer noch mächtigeren artgleichen Kreatur gebannt. Ihr Kampf löste den großen Brand im Jahre 1666 aus.

Trotz meiner anhaltenden Umnachtung glaubte ich diesem Wesen jedes Wort. Ich wusste, dass ich neben einem uralten Vampir hockte, der nach seiner Auferstehung vor über sieben Jahren einer erneuten Gefahr aus den eigenen Reihen ausgesetzt gewesen war.

Wieder einmal hatten zwei mächtige Dunkelwesen (sein aktueller Widersacher nannte sich Larvae) begonnen sich zu bekämpfen. Diesmal jedoch mit dem zweifelhaften Erfolg, dass beide an Kraft verloren und darüber hinaus offenbar unkontrolliert einen in vielen Menschen schlummernden Virus aktivierten.

Es war bereits über eine Woche her, seit der Demiurg sich

an meine Blutbahn gedockt und seine schwarze Kraft in mich hineingepresst hatte. Nun konnten wir im Duett kotzen.

Kraftlos lag der Urvampir in einer dunklen Ecke seiner geräumigen Mietwohnung und beobachtete mich mit matten Augen. Seine gewellten schwarzen Haare wirkten stumpf, die breite Nase und die wulstigen Lippen verliehen ihm dieses eigenartige negroide Aussehen, die dunkle Färbung seiner Haut war mehr und mehr einem ekelhaft kranken Grau gewichen.

„Wie geht es dir?“, fragte er mich in seiner betont langsamen Sprechweise, die ich von ihm kannte und die stets eine einschläfernde Wirkung auf mich ausübte.

„Alle paar Stunden fliegt mir der Magen durch die Zähne.“ Ich hing immer noch in gebückter Haltung vor dem Waschbecken. „Das war wohl kaum zu überhören.“

Der Demiurg richtete seinen Blick zur Decke. „Du solltest dich bald besser fühlen.“

„Vermutlich hast du mir weder Kraft noch Macht überlassen, sondern lediglich deine schleichende Krankheit.“

„Sei unbesorgt.“

„Ich *bin* unbesorgt. Noch dreckiger kann es mir nicht gehen“, sagte ich wider besserem Wissen. Nach unten hin waren einem Menschenleben kaum Grenzen gesetzt. „Tod bedeutet die Erlösung für mich.“

Der Demiurg glich in seinem augenblicklichen Zustand einer Wachsfigur, bleich und regungslos. Er schwieg.

„Warum hast du mich ausgewählt?“ Ich rollte mich zu dem Schattenwesen rüber.

„Es hätte jeder sein können“, sagte der Demiurg und bewegte dabei kaum seine spröden Lippen.

„Dann hast du dir den größten Loser in London ausgesucht.“

„Sobald deine Jammerei aufhört, wirst du kein Loser mehr sein.“

„Eigentlich kann ich mich nur noch ans Jammern erinnern.“
„Eben.“

„Du hast mir immer noch nicht gesagt, was ich mit der zu erwartenden Kraft und Macht anfangen soll.“

„Mein letzter Auftrag in dieser Ebene wird die Schattenchronik sein.“ Er keuchte und drehte sich näher zu mir.

„Ein Buch, in dem alles steht?“ Ich kratzte Tabakkrümel aus den Dielen und begann eine Zigarette zu drehen. „Eine Benimmfibel, wie ich mich als Vampir zu verhalten habe?“

Er guckte vieldeutig. „Dies und mehr.“

„Ich scheiß drauf!“

Er konnte stundenlang schlaff wie ein Müllsack in der Ecke liegen und dann war doch noch so viel Kraft in ihm, um unserer ebenfalls uralten Queen die Krone durch beide Ohren zu blasen. Unvermittelt kniete er neben mir und drückte mich gegen die Wand. „Du wirst das tun, was ich dir auftrage!“

„Und wenn nicht?“ Ich schluckte heftig. Übelkeit gewann erneut die Oberhand in meinen Gedärmen. „Womit willst du mir drohen? Glaubst du, mir kann es noch dreckiger als im Augenblick ergehen?“

Er nickte. „Genau das glaube ich, außerdem hast du keine andere Wahl.“

Als dünner Magensaft aus meinen Mundwinkeln tropfte, lockerte er seinen schmerzhaften Griff.

„Ich wusste nicht, worauf ich mich einließ, als ich bei dir einzog“, sagte ich unter heftigem Würgen.

Der Urvampir winkte ab. Fast wie in Zeitlupe durchschritt er den abgedunkelten Raum. Ein schwacher Lichtstrahl, in dem unzählige Staubpartikel tanzten, drang von draußen in unsere trostlose Behausung. Das Zimmer war voller Schmutz und Dreck, man hätte daraus einen riesigen Müllkuchen backen können.

Ein Hungergefühl kannte ich längst nicht mehr. Früher hatte der Alkohol es verdrängt, nun waren es die wachsenden

Vampirfunktionen in mir. Die besaßen zusätzlich den zweifelhaften Nebeneffekt, dass ich saufen konnte, so viel ich wollte, ohne wirklich betrunken zu werden. Somit hatte ich diese Ausschweifungen fast gänzlich aufgegeben und beschränkte mich auf das gelegentliche Erschnupern von Whiskydüften.

Der Demiurg war in meine Welt getreten, als es seine Kraft nicht mehr zuließ, sich gegen seinen Widersacher zu wehren. Zeitgleich hatte Larvae vom Stamm der Nosferati jedoch ebenfalls an Kraft verloren und sah sich selbst nicht mehr in der Lage, den mörderischen Kampf weiter zu führen.

Die Urvampire sterben aus, hatte der Demiurg mir erklärt. Und das Menschengeschlecht wurde gleichermaßen durch eine intensive Evolution aus den eigenen Reihen bedroht. Ein Virus, das seit Urzeiten in den Zellen des Homo Sapiens schlummerte, war durch den ewigen Kampf der Urvampire im Herzen Großbritanniens aktiviert worden.

Vermutlich sollte ich zukünftig als eine Art Verbindungsglied zwischen Mensch und Vampir auftreten. Doch wozu? Die Erde konnte bereits in wenigen Jahren im Chaos der Neuvampire zu Grunde gerichtet werden. Wie Zombies randalierten sie im Bluttausch durch London.

In meinem Leben hatte ich einiges erreicht, aber der auserwählte Retter einer angeschlagenen Menschheit wollte und konnte ich nicht sein. Doch genau genommen, hatte ich zurzeit nichts Besseres zu tun.

„Deine Gegner werden möglicherweise so verfahren wie du“, sagte ich.

„Vermutlich.“

„Dann habe ich ebenfalls direkte Widersacher. Kein guter Start in meine neue Berufung.“

Der Demiurg lächelte all die tiefe Düsternis aus sich heraus, die sich im Laufe der Jahrhunderte bei ihm eingenistet hatte. „Vielleicht werdet ihr ja Verbündete.“

„Das wäre natürlich schön, vielleicht sogar erfreulich, sollten sich deine Widersacher ein weibliches Opfer ausgewählt haben, um die verbliebene Kraft weiter zu transportieren.“

Der Demiurg schloss die Augen und ich war versucht, die Bewegung seiner Lider mit dem knirschenden Geräusch von Garagentoren in Verbindung zu bringen.

„Halte dich von den Neuvampiren fern“, sagte er. „In der Schattenchronik steht geschrieben, dass diese augenblickliche Entwicklung der Menschheit lediglich von kurzer Dauer ist. Letztendlich wird nur das Geschlecht der Urvampire überleben. Dafür wurde die Erde geschaffen.“

„Weder das eine noch das andere!“, entfuhr es mir.

„Es verbleibt nur dieser Weg.“

Der alte Vampir sprach wie so oft in Rätseln, doch mir sollte es egal sein.

„Wie finde ich diese Schattenchronik?“, fragte ich, denn aus seinen Erzählungen konnte ich entnehmen, dass der Schlüssel zu vielen Fragen in diesem Buch lag.

„Ich hatte gehofft, dass meine Kraft ausreicht, um dir den Weg zu zeigen.“

„Und?“ Ich ertappte mich dabei, seine seltsam fließenden Bewegungen nachzuahmen. „Im Zweifelsfall ... also, solltest du es nicht mehr schaffen ... wie komme ich an das Buch der Bücher? Wie kann ich in der Bibel der Vampire lesen?“

„Du wirst sie finden!“

„Wo finde ich sie?“ Ich begann zu drängen, obwohl irgendetwas in mir befahl, dem alten Vampir Respekt zu zollen. Ich spürte, dass es mir selbst von Stunde zu Stunde besser ging, der Demiurg jedoch stetig an Kraft verlor.

„Wir müssen gleichzeitig nach der Schattenchronik suchen.“ Der Vampir ließ ein anhaltendes Röcheln vernehmen.

„Wie könnte das funktionieren?“, frozelte ich. „Soll ich dich etwa im Rollstuhl durch die Gegend schieben?“

Ich kannte diese Art von Verpuffung. Unvermittelt hing

er wie eine Kakerlake über mir an der Decke und zog mich mit beiden Händen zu sich hoch.

„Soll ich dir den Unverstand vorher noch aus deinem Gehirn prügeln?“

Ich strampelte, würgte und fluchte. Unvermittelt ließ er mich los, dann raste der speckige Fußboden in mein Gesicht.

Inzwischen glaubte ich sogar an ein vorbestimmtes Schicksal. Eigentlich hatte alles so kommen müssen, um mich an diesen Punkt zu bringen, an dem ich mich nun befand.

Ich war bereit.

DIE DUNKLE GASSE

London im Herbst 1989

Das kleine Mädchen bemerkte die dunklen Wolken der aufkommenden Nacht, die nun umso rascher den milden Herbstabend verdrängten. Die Buchstaben auf den Straßenschildern waren kaum noch zu erkennen, doch hätten sie dem Kind ohnehin nicht weitergeholfen. Es wusste, dass es sich verlaufen hatte.

Vielleicht hätte sie den richtigen Weg wiedergefunden, wenn nicht dieser unheimliche Mann hinter ihr aufgetaucht wäre. Sie versuchte sich von ihm zu entfernen und bemerkte viel zu spät, dass sie immer tiefer in eine Gegend geriet, die ihr völlig fremd war. Die Häuserfronten auf beiden Straßenseiten bestanden lediglich aus heruntergekommenen Fabrikhallen.

Ihr junges Herz begann zu frieren und Panik breitete sich in ihrem Körper aus. Sie lief schneller. Nach wenigen Metern blickte sie sich hastig um. Sie atmete auf. Die dunkle Gestalt war nicht mehr zu sehen. Als sie ihren Kopf nach rechts drehte war der Mann jedoch wieder da, er hatte nur die Straßenseite gewechselt.

Das Kind presste die schmalen Lippen aufeinander und senkte zitternd den Kopf. Die Bedrohung durch den offensichtlichen Verfolger tat fast körperlich weh.

„Was willst du!“ Es war mehr ein Schrei als eine Frage, der bebend aus ihrer Kehle kam.

Die Gestalt näherte sich schnell und blieb nur wenige Meter vor dem Kind stehen. Der Mann hatte ein weiches, schwammiges Gesicht und keine Oberlippe, zumindest war keine zu erkennen. Die fahle Haut schimmerte unangenehm im schwachen Laternenlicht.

„Still!“ Der Mann war trotz der milden Witterung in einen dicken Mantel gehüllt. Beschwichtigend breitete er seine langen Arme aus. Das Kind sah in ihm einen großen Greifvogel, der schwebend lauerte, um sich dann im Sturzflug auf seine Beute zu werfen.

Das kleine Mädchen schüttelte die kurzzeitige Lähmung ab, drehte sich auf dem Absatz herum und begann zu rennen, so schnell es ihre kleinen Beine vermochten. Doch der Mann war nahe bei ihr, nach nur wenigen Schritten spürte sie seinen heißen Atem in ihrem Nacken. Sie warf sich zur Seite, schlug einen Haken und spurtete in eine dunkle Gasse. Müll lag auf dem löchrigen Teerbelag. Das kleine Mädchen achtete nicht darauf, lief weiter, schneller, noch schneller. Es lief um sein Leben.

Das abgehackte Keuchen des Mannes kam wieder näher. Das Kind nahm alle Kraft zusammen, spannte die Muskeln und versuchte zu entkommen. Hinter ihm mischten sich Flüche in das Stöhnen ihres Verfolgers. Es hatte mehr Raum zwischen ihm und sich selbst gebracht. Die Dunkelheit wurde undurchdringlich. Das kleine Mädchen rannte weiter, so schnell es konnte. Das Stechen in seiner Brust bemerkte es nicht. Es lief und lief, wie eine Maschine, egal wohin, nur weg.

Die Dose auf dem Teer war dunkel und kaum zu erken-

nen. Das kleine Mädchen geriet aus dem Gleichgewicht, taumelte zu Boden und schrie vor Angst und Schmerz. Mit tränenverschleiertem Blick starrte es nach hinten. Der schwarze Mann war nicht mehr zu sehen. Das Kind hatte es geschafft. Die Erkenntnis ließ es weiter weinen, vor verhaltener Freude. Es rappelte sich hoch und schrie wieder, als zwei Hände nach ihm griffen und wehtaten. Das Mädchen spürte wieder diesen Atem. Der fremde Mann hatte es gepackt.

Brutal griff er in die halblangen, roten Haare und drückte den Kopf nach hinten. Das Mädchen konnte fremde, böse Augen deutlich erkennen. Zwei Feuerbälle, die in einem bleichen Gesicht loderten. Das kleine Mädchen schrie, schrie so lange, bis der Mann seine Faust in den winzigen Mund drückte.

Das Mädchen sah, wie der Mann sein riesiges Maul aufriss.

Wie ein Wolf, dachte das Kind, einer Ohnmacht nahe. *Er wird mich fressen.*

Der Mann verharrte in dieser Position. Seine Fratze schaffte es, so etwas wie Zufriedenheit auszustrahlen. Das kleine Mädchen glaubte bereits zu spüren, wie sich die gelben Zähne des Mannes in sein zartes Fleisch gruben. Es erinnerte sich an die Geschichte vom bösen Wolf, der mit großen Augen und einem riesigen Maul versuchte, das Rotkäppchen zu verspeisen.

Das Kind hatte Todesangst, doch es hielt sich tapfer und vermochte weiter seine Sinne zu ordnen. Der kleine Körper war plötzlich frei von jeder lähmenden Angst. Die Kraft kehrte spürbar wieder zurück. Der schnelle Spurt hatte die frischen Reserven noch längst nicht angegriffen.

Wieso ist er plötzlich vor mir gewesen?, überlegte das Mädchen. Doch es war völlig egal, jetzt galt es, sich zu befreien.

Mit beiden Beinen stieß sich das Kind vom Asphalt ab

und trat nach dem Mann, doch der schien damit gerechnet zu haben. Sein dröhnendes Lachen hallte widerlich, und das Kind sah in ihm erneut den bösen, gefräßigen Wolf.

Dann erkannte das Mädchen den schwachen Schatten, der hinter dem bösen Wolf auftauchte. Er kam wie aus dem Nichts und handelte sofort. Der böse Wolf erhielt einen gewaltigen Schlag in den Nacken, lockerte seinen Griff und fuhr mit einem gefährlichen Fauchen herum. Das kleine Mädchen trat erneut zu, schaffte es, sich aus der Umklammerung zu winden und rollte sich hastig zur Seite. Aus den Augenwinkeln bemerkte es, wie sich zwei Männer – aus kurzer Entfernung wirklich nur zwei flirrende Schemen – brüllend vor Wut bekämpften. Wie zwei tolle Hunde wirbelten sie über den Asphalt, bis der Schatten dem bösen Wolf die Kehle aufriß.

Das Mädchen sah das viele Blut und erstarrte, als der Schatten weiter am Hals des bösen Wolfs hing und sich förmlich an ihm vollsaugte. Dann trafen sie die bronzefarbenen Augen ihres Retters. Ein kurzer Ruck und der Mann, der jetzt kein Schatten mehr war, verschwand mit seiner Beute in einer Nische. Das Kind hielt sich die Ohren zu und verharrte still auf dem Boden.

Ich sollte weglaufen, dachte das kleine Mädchen. Es blieb und saß immer noch an der gleichen Stelle, als der Mann alleine aus der Mauervertiefung ins schummrige Dämmerlicht trat. Er war mittelgroß, hatte kurz geschnittenes Haar und eben diese unglaublichen bronzefarbenen Augen.

„Hab keine Angst.“ Seine Stimme klang angenehm und das Kind atmete förmlich auf. „Wie ist dein Name?“

„Cassandra. Cassandra Benedikt.“ Das Mädchen antwortete ruhig, fast artig.

Der Mann nickte freundlich und die kleine Cassandra suchte vergeblich nach Blutspritzern auf seiner Kleidung.

„Und wie heißt du?“, fragte sie. Jegliches Angstgefühl war längst von ihr gewichen.